

LebensWert Arbeit

Eine Zeitreise zum Wert der Arbeit, 8. Juni 2018 Trier Museum am Dom

Hauptsache Arbeit? – Eine Zeitreise zum Wert der Arbeit

„Arbeit, genau genommen jede produktive Tätigkeit, ist der augenfälligste und grundlegendste Ausdruck unserer Persönlichkeit und unserer Freiheit. Wir sind zuallererst das, was wir tun.“ Dieser Satz des Autorenteamts Orio Giarini und Patrick M. Liedtke entstammt dem Ende der 1990er Jahre veröffentlichten Bericht des Club of Rome „Wie wir arbeiten werden“.¹ Er bringt auf den Begriff, was nahezu unangreifbar zum betonierten Selbstverständnis gesellschaftlicher Anschauung gegossen ist: Arbeit definiert unser Leben, uns selbst! Wir sind, was wir arbeiten und wir werden identifiziert mit dem, was wir arbeiten. Selbst- und Fremdwahrnehmung sind harmonisch vereint, wenn es darum geht zu akzeptieren, dass das, was wir tun, das Urteil fällt über das, was wir sind. Kein Missverständnis kommt auf über das Gemeinte angesichts der beiläufig gestellten Frage am Buffet zwischen Fremden: „Und was machst du so?“ Korrekt wäre zu antworten: „Ich steh wie du am Buffet und bediene mich.“ Aber die eigentliche Intention der Fragestellung wird in aller Regel einvernehmlich und still begriffen. Spontan zeugt die Antwort von gelungener Sozialisation: „Ich ‚bin‘ Bauingenieur, Kinderärztin, Anwältin ...“. Je länger der erforderliche Bildungsweg, je höher der akademische Titel, desto mehr zählt das Gegenüber im Verhältnis zum Buffet - und umgekehrt. Die Antwort: „Ich bin arbeitslos“- lässt in aller Regel die weitere Kommunikation verebben von einer kurzen, um Empathie bemühten Beileidsbekundung, über gute Wünsche für die Zukunft hin zum Hinweis auf den mächtigen Hunger, der praktisch die nunmehr alleinige, schweigsame Konzentration auf das Buffet verständlich macht.²

Arbeit im Sinne der Erwerbsarbeit ist gewissermaßen die „Zentrale“ der Gesellschaft und zugleich ihr „Umkleideraum“, in dem ihre einzelnen Mitglieder sich erst einmal mit dem Gewand der Gesellschaftsfähigkeit ankleiden. Arbeit dominiert vielleicht mehr als je zuvor das gesellschaftliche Leben, auch das Leben derjenigen, die daran keinen Anteil haben und die sich als „Arbeitslose“ in ein Kollektiv der gesellschaftlich

diffamierten Subjekte einreihen müssen. Dieser Raum ist das Zentrum, das teilweise nur mühevoll erreicht wird, nachdem die Flure der Bildung passiert wurden. Arbeit ist auch insofern das Zentrum, weil von ihm aus die Versorgung für den Aufenthalt in weiteren Räumen erfolgt, dem Raum hinter der Arbeit, der Versorgung im Alter, aber auch den nur vorübergehend gedachten Aufenthaltsräumen der Krankheit und der Arbeitslosigkeit.

Jenseits dieses Bildes gesprochen: Es gibt in einer auf Erwerbsarbeit zentrierten Gesellschaft fast keinen Status, fast keine biografische Passage, fast keine Lebenssituation, die nicht direkt oder indirekt durch Arbeit definiert, betroffen oder auch qualifiziert wird. Kein gesellschaftlicher Faktor wird derart mit Projektionen, aber auch mit realen Funktionen behaftet, was seine Wichtigkeit und Vermittlungsfähigkeit anbelangt bezüglich der sozialen Kontakte, der Sinnstiftung, der Strukturierung des Lebens, der Sicherheit und Vorsorge für das Alter, der Lebensfreude, der Emanzipation, des Nutzens für das Gemeinwohl, der Anerkennung im gesellschaftlichen Gefüge und der Vermeidung von Armut. Vor allen Dingen: Nichts übt auf die menschliche Existenz einen so starken Zwang aus, sich mit einem großen Anteil an Lebenszeit, mit der eigenen Kraft, Produktivität, Intelligenz, Fantasie und sonstigen „Humanqualitäten“ zur Verfügung zu stellen wie der notwendige Austausch von Arbeit gegen Geld und der damit hergestellten Befähigung zum Erwerb der Güter des alltäglichen Lebens.

Mit anderen Worten: Die gesellschaftlich gängige Maxime ist, Arbeit sei notwendig. Damit ist jedoch keine existenzsichernde Notwendigkeit beschrieben, denn Arbeitslosigkeit treibt zwar in Armut, aber in keine, die lebensbedrohlich ist und die die nackte Existenz gefährdet. Die übliche Variante, diese Maxime zu begründen, bemüht eher die These, dass in der Arbeit der Kern menschlicher Existenz freigelegt wird, dass Arbeit das Potential der Selbstverwirklichung birgt, ja geradezu die eigentliche Hervorbringung des Menschen als Menschen bedeutet. Die Formulierung, „sozial ist, was Arbeit schafft“, wäre dann richtig, sofern der Mensch durch Arbeit seine anthropologische Grundbestimmung erfüllt, und es die Aufgabe der Politik wäre, dafür zu sorgen, dass diese Bestimmung des Menschen zur Arbeit ermöglicht beziehungsweise eingefordert wird. Diese gängige Auffassung ist allerdings weder historisch kontinuierlich aufzufinden, noch ist sie unkritisch zu

übernehmen. Insofern soll ein kurzer Abriss maßgeblicher Theorien der Arbeit von Aristoteles bis zur Gegenwart die Relativität gegenwärtiger Denk- und Normierungsmuster beleuchten.

1. Tugend oder Arbeit

Aristoteles würde sich wundern, dass wir ein Leben ohne Arbeit überhaupt problematisieren. Zwar weiß auch er, dass die Polis nicht ohne die grundlegende Arbeit der „Banausen“, das sind die Handwerker und Gewerbetreibenden, die Sklaven, Bauern und Tagelöhner funktioniert, aber die Verzweckung des Lebens durch Arbeit, entzieht diesen Menschen gerade die Voraussetzung für ein tugendhaftes Leben. Er schreibt: „[...] so ist doch die von uns angegebene Tugend des Bürgers nicht jedem und auch nicht dem, der bloß ein freier Mann ist, zuzuschreiben, sondern nur denen, die vom Erwerb des notwendigen Lebensunterhaltes befreit sind; die aber mit der Beschaffung des notwendigen Lebensunterhaltes zu tun haben, sind, wenn sie für Einen arbeiten, Sklaven, wenn aber für die Gesamtheit, Gewerbsleute und Tagelöhner... Denn unmöglich kann, wer das Leben eines Banausen oder Tagelöhners führt, sich in den Werken der Tugend üben.“³

Mit anderen Worten. Freiheit existiert nach Aristoteles nur jenseits und ohne die Notwendigkeit von Erwerbsarbeit. Sie ist das Privileg der zur freien Rede in der Polis befugten Bürger, also der Politiker, die die *vita activa*, das politische Handeln ausüben und der dem kontemplativen Leben - der *vita contemplativa* - zugewandten Philosophen. Ein derartiges Leben ohne Arbeit basiert zwar auf der Arbeit anderer, die sozusagen die ökonomischen Voraussetzungen dieser Freiheit schaffen, selber aber an dieser Freiheit nicht partizipieren. Aus dieser elitär philosophischen Perspektive ist ein Leben ohne Arbeit kein Problem, sondern Grundvoraussetzung eines tugendhaften Daseins, denn erst durch ein Leben ohne Arbeit kann der Mensch seine eigentliche Zweckbestimmung, die Tugend der Glückseligkeit (Eudämonie), finden.

2. Arbeit wird salonfähig

Gegen ein landläufiges Fehltrium, es seien primär die Reformatoren Martin Luther und Johannes Calvin gewesen, die einem wie auch immer gearteten

protestantischen Arbeitsethos Vorschub geleistet haben, soll an dieser Stelle nur erwähnt werden, dass für beide die Arbeit nüchtern als eine für den Lebensunterhalt notwendige Angelegenheit betrachtet worden ist. Zwar ist für Luther - wie für viele Theologen vor ihm und nach ihm - Arbeit von Gott geboten, sie gehört zum Menschen von der Schöpfung an, aber die Aufwertung der Arbeit wie er sie vornimmt bedarf der differenzierten Betrachtung. Sie ist nämlich letztlich gegen die Überhöhung des geistlichen Standes und des katholischen Mönchtums gerichtet. Luther schreibt: „Sollte nun nicht ein Herz springen und vor Freude überfließen, wenn es zur Arbeit geht und tut, was ihm befohlen ist: kann es doch sagen: Siehe, das ist besser als die ganze Heiligkeit der Karthäuser, auch wenn sie sich zu Tode fasten und ohne Unterlass auf den Knien beten.“⁴ Luthers Bemühung war es, einen seiner theologischen Kerngedanken, das Priestertum aller Gläubigen und die unterschiedlose Gleichheit aller vor Gott, auch mit Blick auf die menschliche Tätigkeit durchzudeklinieren. „Die *vocatio* (Berufung), die bisher auf den geistlichen Stand der Vollkommenheit, die Mönche, beschränkt gewesen“ ist, gilt im Grundsatz allen Christen. Aber „mit dem Begriff ‚Beruf‘ hat Luther nie etwas anderes gemeint, als dass jeder Mensch Gottes Berufung *in seinem Stand* zu folgen habe“ und nicht, dass sich Berufung *per se* in der Arbeit verwirklicht.⁵ Die Berufung gilt nicht der Arbeit, sondern dem Stand, in dem eben auch gearbeitet wird. Die Rechtfertigung allein aus Gnaden ist ein weiterer Kerngedanke Luthers, der sich gegen jede Vorstellung richtet, der Mensch könne sich durch Arbeit irgendwelche Verdienste erwerben. Was und ob etwas aus der Arbeit wird, ist allein Gottes Sache, denn „wo mans der Arbeit zuschreibt, fangen Geiz und Sorge an“.⁶ Bei Calvin ergibt sich kein wesentlich anderes Bild.

Die Erwerbsarbeit hat spätestens seit der Aufklärung einen steilen Aufstieg auf der gesellschaftlichen Werteskala genommen und sich weitgehend vom aristotelischen Erbe gelöst. Neben dem immer wieder auftauchenden Gedanken, Freiheit primär als Freiheit *von* Arbeit zu begreifen, gewinnt der komplementäre Gedanke an Gewicht, dass Freiheit auch *in und durch* Arbeit herstellbar und erstrebenswert ist. Diese Ambivalenz wird sowohl in dem utopischen Entwurf des kalabrischen Mönchs Campanella, der „Sonnenstaat“, als auch bei Thomas Morus in seiner „Utopia“ von 1515 deutlich. Letzterer fordert im Grundsatz die Arbeitspflicht für alle, meint allerdings eine qualitativ geprägte Arbeit, die nicht den mühseligen und dauerhaften Einsatz abverlangt, um „wie das Vieh bis zur Ermattung zu arbeiten“. Stattdessen

sollten „nur sechs (Stunden) für die Arbeit“ bestimmt sein, „drei Stunden vormittags, worauf sie zur Mittagsmahlzeit gehen; nach dem Essen zwei Stunden Ruhezeit, dann wieder drei der Arbeit gewidmete, worauf sie mit dem Abendmahl Feierabend machen.“⁷ Allerdings gab es in punkto Arbeitspflicht auch bezeichnende Ausnahmen, gemeint waren diejenigen, denen „zum Studium der Wissenschaft lebenslänglich Befreiung“ gewährt sein sollte. Aber auch hier droht der Rückfall in die Arbeitspflicht: „Wenn so einer die auf ihn gesetzte Hoffnungen getäuscht hat, so wird der in die Klasse der Handwerker zurückversetzt [...]“⁸

3. Arbeit schafft Eigentum

Die Theorie, dass Arbeit nicht nur Freiheitspotentiale eröffnet, sondern auch die eigentliche Quelle des Eigentums ist, wurde mit traditionsbildender Durchschlagkraft besonders von dem englischen Aufklärer John Locke in seinen „Zwei Abhandlungen über die Regierung“ prominent vertreten. Gegen die auch im 17. Jahrhundert noch greifende Feudalstruktur adeliger Vorherrschaft entwarf er eine Theorie der Arbeit, die dazu beitrug, das Bürgertum als selbstbewusste Klasse zu etablieren. Locke betont mehrfach, dass es erst die Arbeit sei, die den bearbeiteten Dingen ihren eigentlichen und vielfach gesteigerten Wert gebe. Da der Mensch aber nicht nur „Herr seiner selbst ist und Eigentümer seiner eigenen Person“ sondern auch Eigentümer „seiner Handlungen oder Arbeit“, sei es nur folgerichtig, dass das Maß der Arbeit auch über das Ausmaß des Eigentums entscheidet oder wie er umgekehrt formuliert: „Das Maß des Eigentums hat die Natur durch die Ausdehnung der menschlichen Arbeit [...] festgesetzt.“⁹

Diese These ist gegenüber feudalistischen Kreisen beharrlicher Besitzstandsverteidigung des nicht tätigen Adels sicher von revolutionärer Sprengkraft gewesen. Umgekehrt ist damit aber auch der Gedanke systematisch gesetzt, dass ein Leben ohne Arbeit auch jedes Anrecht auf Eigentum verliert. Der Entwurf von Locke zielt also letztlich auf eine individualisierte Leistungsgerechtigkeit, die bis heute unser Verständnis von der Arbeit als Kriterium der gesellschaftlichen Differenzierung prägt. Allerdings bleibt kritisch zu fragen, welche Arbeit denn nun welches Maß an Eigentum setzt. Milton Friedmann, einer der neoliberalen Anhänger von Adam Smith und Verteidiger des „freien“, kapitalistischen Wettbewerbs konnte immerhin sagen, dass eine Gleichbehandlung bei der Entlohnung auch den Aspekt hat, dass „jemand für einen schmutzigen und unattraktiven Beruf besser als für einen

angenehmen und schönen bezahlt werden muss“, das so scheint mir würde unsere Lohnstruktur von den Füßen auf den Kopf stellen.

4. Arbeit und Entfremdung

Karl Marx hat sich einerseits mit Blick auf die Arbeitsverhältnisse des Proletariats im 19. Jahrhundert im dritten Band des „Kapitals“ deutlich dagegen gewehrt, die vorfindliche Arbeitsrealität mit Freiheit in Verbindung zu bringen, es sei denn dass „das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört.“¹⁰ Andererseits ist es gerade Marx, der der Arbeit grundsätzlich eine anthropologische, den Menschen erst zu seinem Menschsein führende Qualität zuschreibt. So etwa heißt es im ersten Band des Kapitals: „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, verändert er zugleich seine eigne Natur. Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit.“¹¹ Arbeit ist also das eigentliche Medium, durch das der Stoffwechsel der Gattung Mensch mit der Natur, nicht nur die Kultur hervorbringt, sondern in gewisser Weise den Menschen selbst erzeugt. Gerade diese sehr schöpferische Auffassung von der Arbeit an sich hat Marx aber in besonderer Weise sensibilisiert für die Verkehrung und Entfremdung der Arbeit, bei der dem Proletarier „seine eigene Arbeit ihm immer mehr als fremdes Eigentum gegenübertritt“,¹² ja die „Teilung der Arbeit [...] verarmt“ den Arbeiter „bis zur Maschine“¹³, denn er wird selber zur Ware, auf seine Produktivität reduziert und sein Gebrauchswert sinkt, wenn die „Zufuhr“ auf dem Arbeitsmarkt größer ist als die Nachfrage und treibt ihn in diesem Falle „in den Bettelstand oder den Hungertod.“¹⁴ Grundsätzlich muss der Arbeiter doppelt frei sein, frei seine Arbeitskraft zu verkaufen und frei von Eigentum, um zu diesem Verkauf gezwungen zu sein. Mit anderen Worten: Die Verarmung und Verelendung des Arbeiters ist Grundvoraussetzung für das kapitalistische System, indem es primär um die Generierung des Mehrwertes für den Kapitalisten geht. Und die Proletarier sind Opfer dieses Systems, da sie „nur so lange leben, als sie Arbeit finden, und [...] nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit

das Kapital vermehrt.“¹⁵ Marx ging davon aus, dass dieser Verelendungsprozess zwangsweise zur Revolution und kommunistischen Umkehrung der Verhältnisse führt, denn der Proletarier hat nichts mehr zu verlieren als nur seine „Ketten“,¹⁶ und er wird, wenn er sich seiner Macht bewusst wird, „der Bourgeoisie nach und nach alles Kapital entreißen“ und die Herrschaft übernehmen.¹⁷

5. Iustitia laboris - oder Arbeit als Gerechtigkeit

Machen wir einen zeitlichen Sprung und kommen wir zur Sozialdemokratie des neuen Jahrtausends, eine Partei, die sich über mehr als ein Jahrhundert als treibende Kraft der Arbeiterbewegung schon im konfliktreichen Gegenüber zu Bismarck dem Kampf um kürzere Arbeitszeiten, Arbeitsschutzgesetzgebung und gerechte Entlohnung gewidmet hat. Kein geringerer als Olaf Scholz, der spätere Arbeitsminister, hat am 16. Juli 2003 als damaliger Generalsekretär seine vielfach auch in der Partei kritisch diskutierten „13 Thesen für die Umgestaltung des Sozialstaates und die Zukunft sozialdemokratischer Politik“ der Öffentlichkeit präsentiert.¹⁸ Er fordert einen umfassenderen Begriff der Gerechtigkeit als ihn der zu reduktionistische Begriff der Verteilungsgerechtigkeit biete. Gerecht sei, „was Menschen in die Lage versetzt, ihr Leben so zu gestalten, wie sie es selbst gerne gestalten möchten.“ Aufgabe einer präventiven Sozialpolitik sei es daher auch „die Befähigung und Ermächtigung der Menschen zu einem selbst bestimmten, eigenverantwortlichen Leben in den Vordergrund“ zu stellen. Diese Selbstbestimmung könne der Mensch aber nur als ein soziales Wesen erfahren, also „durch Teilhabe am gesellschaftlichen Leben“, die wiederum primär durch Bildung und Arbeit zu erlangen sei. Weil Arbeit also primärer Vergesellschaftungsfaktor sei und soziale Teilhabe ermögliche, sei - so ist die Fortsetzung dieser Logik - „selbst schlecht bezahlte und unbequeme Erwerbsarbeit besser als transfergestützte Nichtarbeit“, zumal nach Ansicht von Scholz Arbeit die „wichtigste Quelle... psychischer Stabilität und sozialer Identität“ sei, sie Menschen Lebenssinn vermittele und ihnen zu „Respekt und Selbstrespekt“ ver helfe. Da nun Erwerbsarbeit all dies vermittele, sei es auch geradezu „ein Gebot der Gerechtigkeit ... , dass Arbeitslose, die Leistungen aus Steuermitteln in Anspruch nehmen, prinzipiell zur Aufnahme jeder Erwerbstätigkeit bereit sein müssen, die ihnen für andere Bürger und Bürgerinnen zumutbar erscheint.“

Diese theoretische Grundlegung eines Zwangs zur Arbeit unterliegt zum einen einer fragwürdig generalisierenden Theorie der Arbeit hinsichtlich ihrer sozialen Integrationsleistung. Darüber hinaus hat dieser Zwangsmechanismus im Zuge der Hartz-IV-Gesetzgebung nicht nur zur weitgehenden Auflösung von Zumutbarkeitskriterien zur Aufnahme von Erwerbsarbeit geführt, sondern diesen Zwang und Entzug des Freiwilligkeitsprinzips - quasi über die Scholz-Thesen hinausgehend - auch auf Tätigkeiten ausgeweitet, die bestenfalls den Charakter der Zurüstung auf die Integration in den ersten Arbeitsmarkt haben. Wobei diese Präparation im Falle der Ein-Euro-Jobs nur grundsätzlich unterstellt wird. Die Arbeitspolitik, wie Scholz sie nennt, beansprucht also nicht mehr die Gewährleistung effektiver Arbeitsmarktintegration und zieht sich auf die Herstellung eines diffusen Ermöglichungsraums gelingender Arbeitsmarktintegration zurück bei gleichzeitiger Einrichtung von Zwangsmechanismen. Die Ursachenanalyse für die Integrationsproblematik rekurriert auch nicht mehr auf strukturelle, das Mismatch von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt betreffende Gründe, sondern allein auf humane Defizite. Folglich setzen die Ein-Euro-Jobs zu ihrer gewissermaßen therapeutischen Legitimation allein bei den vermeintlichen Defiziten der Arbeitssuchenden an, indem sie sich der Aufgabe verschreiben, die Wiederherstellung der Beschäftigungsfähigkeit, die Steigerung der Produktivität und Motivation der Betroffenen zu erzielen. Arbeitsmarktpolitik mutiert also zur pädagogisch ambitionierten Bemühungen, den betroffenen Menschen unter Zwang zur Entfaltung ihrer sozialen Grundbestimmung zu verhelfen. Die Stilisierung der Erwerbsarbeit wie auch der Tätigkeiten, die eigentlich diesen Namen nicht verdienen zum Medium der Gerechtigkeit, also einer „iustitia laboris“, ergänzt die bereits aufgezeigte traditionsreiche Hochbewertung der Arbeit um eine weitere Variante. Gerechtigkeit ist demnach quasi im Faktor Arbeit per se substantiell materialisiert. Sie ist nicht mehr ein an die Erwerbsarbeit anzulegender, äußerer Maßstab, sondern essentieller Bestandteil ihres Wesens schlechthin. Gerechtigkeit bietet demnach kein kritisches Instrument mehr zur Bewertung von angemessenen und gerechten Leistungs- und Entgeltregelungen, von solidarischen Verteilungsfragen der Erwerbsarbeit oder der in der Erwerbsarbeit zur Geltung kommenden Würde.

6. Mit Marx Ausbeutung und Entfremdung skandalisieren

Auch wenn Marx die grundsätzliche Hochbewertung der Arbeit in der Tradition von Morus und Locke teilte, so liegt sein Fokus doch darin, die Arbeitsbedingungen kritisch darauf hin zu befragen, ob sie der eigentlichen Bestimmung von Arbeit gerecht werden. Auch wenn er sich geirrt hat mit der These, dass sowohl die vollständige Verelendung des Proletariats als auch die daraus resultierende kommunistische Revolution den historischen Verlauf der Geschichte bestimmen, so bleibt es doch sein Verdienst, die Entfremdungspotentiale der Arbeit kritisch zu sichten.

Lassen Sie uns deshalb zum Schluss dieses Vortrags einigen Entfremdungs- und Ausbeutungsstrukturen und -dynamiken der Arbeit nachgehen. Dazu zwei Punkte:

6. 1 Das Wesen der Arbeit schafft Wesen ohne Arbeit

Dass gegenwärtig in Deutschland etwa sieben Millionen Menschen im Niedriglohnsektor arbeiten (allein 35 Prozent aller Beschäftigten in den neuen Bundesländern), dass konstant knapp vierzig Prozent der Menschen in Arbeitslosigkeit langzeitarbeitslos sind und insgesamt etwa sieben Millionen Menschen darauf angewiesen sind Transferleistung (Hartz IV) zu beziehen, dass Arbeit keineswegs zukunftssichernd ist und inzwischen die Altersarmut besonders bei den Neuzugangsrentnern wächst (28,2 Prozent der Männer und 57,5 Prozent der Frauen in den alten Bundesländern erhalten als Neuzugänger eine Rente von unter 600 Euro) und dass die Quote der psychosomatisch erkrankten Menschen, die den Verdichtungseffekten der Arbeit nicht mehr standhalten, stetig ansteigt, das alles sind nur einige andeutungsweise genannte Indikatoren, die anzeigen, dass die Welt der Arbeit sicher nicht frei ist von Zwang und Entfremdung. Die Diskussion über die Würde und Qualität der Arbeit, über Arbeitszeitverkürzung und die Humanisierung am Arbeitsplatz, die in den 1980er Jahren heftig geführt wurde, ist ermüdet. Wir verzeichnen stattdessen gegenwärtig das große Narrativ der „Erfolgsbilanz Deutschland“. Der jüngste Armuts- und Reichtumsbericht der Bunderegierung bilanziert diesbezüglich: „Zehn Jahre nach Beginn der Finanz- und Wirtschaftskrise steht Deutschland heute – insbesondere auch im internationalen Vergleich – sehr solide da. Kontinuierliches Wirtschaftswachstum, die höchste Beschäftigtenzahl und niedrigste Arbeitslosigkeit seit der deutschen Einheit sowie steigende Reallöhne,

zuletzt vor allem für Geringverdienende, sind ein weiterer Ausdruck dieser ökonomischen Stabilität.“¹⁹

Abgesehen davon, dass schon diese Bilanz unscharf ist (die höchste Beschäftigtenzahl bezieht sich nicht auf Vollzeitstellen und in den unteren Einkommensdezilen sind deutliche Reallohneinbußen zu verzeichnen), wird hier eine Art Einheitsbetrachtung der Nation gepflegt. Was hier nicht zur Sprache kommt, sind die vielen Hinweise, dass jene „Stabilität“ auch die Schere zwischen armen und reichen Bevölkerungsschichten meint, dass sie auch die Armutsrisikoquote von 16 Prozent, die Kinder- und Altersarmut betrifft. Anders gesagt: Der Faktor Arbeit grenzt immer noch über drei Millionen Menschen in Arbeitslosigkeit aus. Denn lassen Sie mich etwas zur Statistik anmerken: Offiziell reden wir von etwa 2,6 Millionen Menschen in Arbeitslosigkeit. Aber hier tauchen weder die arbeitslosen Personen, die über 58 sind (ca. 150 T), die an Maßnahmen der Bundesagentur für Arbeit teilnehmen, also Ein-Euro-Jobber und lohnbezugsschusste Personen (ca. 110 T), Maßnahmeteilnehmer bei Bewerbungstraining (ca. 230 T), Lehrgangsteilnehmer der Weiterbildung (ca. 180 T), Teilnehmende von Sprach- und Integrationskursen (ca. 200 T), Menschen in den Werkstätten für Menschen mit Behinderung im Arbeitsbereich (ca. 250 T), was in der Bilanz bedeutet, dass wir redlicher Weise von 3,6 Millionen Menschen in Arbeitslosigkeit ausgehen müssen.

Was nun die Langzeitarbeitslosigkeit betrifft. Diese ist zwar in Zahlen (wenn auch ohne die erwähnten Gruppen, die hier nicht auftauchen und insgesamt etwa eine Millionen Personen umfassen) auf unter eine Millionen (993 T) gesunken, verbleibt aber auf einem starren prozentualen Anteil an allen Arbeitslosen von 37 Prozent. Zu dieser Strukturproblematik erklärt der Bericht zu Recht: „Jeden Monat gehen Personen aus Langzeitarbeitslosigkeit ab und andere Personen gehen zu, sodass trotz ähnlicher Größenordnung immer wieder verschiedene Personen mit einer Arbeitslosigkeitsdauer von einem Jahr und länger als langzeitarbeitslos gezählt werden.“ (A 38).

Es ist nicht nur so, dass Arbeitslosigkeit aber oftmals auch Arbeit im Niedriglohnsektor Armut verfestigt und zudem der Faktor Arbeit für einen immer größeren Teil der Erwerbstätigen keine auskömmliche Zukunft im Alter mehr sichert. Hinzu kommt auch eine wachsende Quote von Menschen, die durch die belastende Verdichtungs-, Flexibilitäts- und Beschleunigungskultur der Arbeit psychosomatisch erkranken und teilweise diesen Belastungen nicht mehr standhalten. Es sind diese

differenzierten und subtilen Formen der Entfremdung, die zum einen anzeigen, dass das Wesen der Arbeit - sei es durch Arbeitslosigkeit oder Burnout - auch darin liegt, Wesen ohne Arbeit zu schaffen. Zum anderen erfahren viele Menschen gerade nicht, dass Arbeit Medium ihrer Selbstverwirklichung ist, sondern dass sie zum eigentlich belastenden Teil ihrer Wirklichkeit wird. Marx bietet Wegweisung, sich nochmals intensiver diesen Aspekten der Entfremdung zu stellen, sie zu thematisieren und zu skandalisieren, statt sie unter dem Deckmantel einer Erfolgsbilanz zu tabuisieren.

6.2 Neben uns die Sintflut

In seinem Buch „Neben uns die Sintflut. Die Externalisierungsgesellschaft und ihr Preis“ stellt der Münchner Soziologe Stepan Lessenich mit bestechender Klarheit heraus, wie sehr „unsere“ Art der Lebensweise zwangsweise die ausbeuterischen Lebensbedingungen eines Großteils der Menschen auf diesem Globus zur Voraussetzung hat. Es ist nicht einfach nur der global waltende Kapitalismus, sondern es sind auch die soziale Praxis, die Konsumgewohnheiten und Lebensstile der westlichen Kultur, die sich nur deshalb aufrecht erhalten lassen, weil sie von den Ressourcen anderer Länder zehren, weil sie mit Elendslöhnen und Kinderarmut, mit Externalisierung einer negativen Ökobilanz und mit monokultureller landwirtschaftlicher Zerstörung in anderen Ländern erkaufte sind. Lessenich redet von den „Stoffströmen der Externalisierungsgesellschaft“ (81). Dazu Beispiele: Deutschland nimmt über 5 Milliarden Hektar Land außerhalb des Territoriums der Europäischen Union für sich in Anspruch. Ein Beispiel dafür ist der Sojaanbau in Lateinamerika, allein Deutschland importiert Soja, das zum Anbau eine Flächengröße von 2,2 Millionen Hektar, der Größe Hessens bedarf. Von dem Produkt gehen zwei Drittel in die Massentierhaltung, die Fabrikation unterliegt der Herrschaft von Monsanto, das vorzugsweise das Breitbandherbizid Glyphosat zum Einsatz bringt mit entsprechenden gesundheitsschädlichen Folgen für die Bauern. Lessenich resümiert: „Der Sojasegen der einen [...] wird [...] zum Sojafluch der anderen durch die gesundheitlichen Folgen des Pestizideinsatzes.“(87). In Indonesien heißt die Sojabohne Palmöl (90), bei uns benutzt zur Herstellung von Margarine, Kochfett, Kosmetika und Kraftstoffen. Voraussetzung in Indonesien sind Brandrodungen, 26 Millionen Hektar Wald innerhalb der letzten 30 Jahre, was zu einer unwiderstehlichen Zerstörung von Lebensraum und Artenvielfalt sowie sozialer Entwurzelung der Bevölkerung und weit verbreiteten gesundheitlichen Schäden

durch die Unmengen an Kohlendioxid ausstoß führt. Die Baumwollproduktion in Indien, die beinahe vollständig aus genetisch modifizierter Baumwolle besteht, für deren Weiterverarbeitung Unmengen an Grund- und Oberflächenwasser genutzt wird, bringt nicht nur eine enorme Wasserverschmutzung mit sich, sondern wird auch unter erbärmlichen Arbeitsbedingungen, die auch die Arbeitskraft von Kindern missbraucht, umgesetzt. Die Reihe der Beispiele ließe sich noch deutlich verlängern, prominentes Beispiel wäre da noch der von Nestle mithilfe von George Cloony in die Umlaufbahn deutscher Konsumwolligkeit gejagte Nespresso, dessen Aluminium-Verpackung dem Bauxit-Abbau z.B. in Brasilien zu verdanken ist, und vielleicht erinnern Sie sich noch an Mariana am 5. November 2015 als die Deiche zweier Rückhaltebecken zerbarst und 60 Millionen Kubikmeter schwermetalliger Schlamm ganze Bergdörfer unter sich vergrub bis dieser giftige Strom im Rio Doce zum Erliegen kam. Bildlich gesprochen: Etwas von diesem tötenden Schlamm steckt in jeder Tasse Nespresso, aber das schmecken wir eben nicht, what else?

Unter Bezug auf Marx resümiert Lessenich: „Ausbeutung findet demnach immer dann statt, wenn Menschen über eine Ressource verfügen bzw. über diese in einer Weise verfügen können, die dazu befähigt, andere Menschen zur Produktion eines Mehrwerts zu bringen, von dessen Genuss die Produzierenden selbst wiederum ganz oder teilweise ausgeschlossen bleiben.“ (58)

Vielleicht ist es mir gelungen, Ihnen zu verdeutlichen, dass die Marxsche Sichtweise lebendige und auch erschreckende Aktualität hat, national wie auch international. Sein Denken bietet uns durchaus auch heute noch eine hermeneutische Brille, Ausbeutungs-, Verfremdungs- und Verelendungsprozesse in aller Schärfe zu analysieren. Ich weiß, dass viele denken, dass diese Brille abgelegt gehört, ich würde mir wünschen, dass viel mehr von ihrer Gebrauch gemacht würde, weil ihre Sehschärfe uns mit erschreckender Deutlichkeit die Misere der Arbeit vor Augen führt.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit

-
- ¹ Giarini, Orio; Liedtke, Patrick M.: Wie wir arbeiten werden. Der neue Bericht an den Club of Rome, Hamburg 1998, 233.
- ² Engler, Wolfgang: Bürger, ohne Arbeit. Für eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft, Berlin 2006, 16f.
- ³ Aristoteles: Politik, Hamburg 1981, 86.
- ⁴ Vischer, Lukas: Arbeit in der Krise, Neukirchen-Vluyn 1996, 52.
- ⁵ Ebd.: 53.
- ⁶ Ebd.: 54
- ⁷ Morus, Thomas: Utopia, Frankfurt am Main/Leipzig, 105.
- ⁸ Ebd.: 109.
- ⁹ Locke, John: Zwei Abhandlungen über die Regierung, Frankfurt am Main 1977, 221.
- ¹⁰ Engler, Wolfgang: Bürger, ohne Arbeit. Für eine radikale Neugestaltung der Gesellschaft, Berlin 2006, 34.
- ¹¹ Marx, Karl: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Band 1, Berlin 1957, 185.
- ¹² Marx, Karl; Engels, Friedrich: Ergänzungsband. Schriften, Manuskripte, Briefe bis 1844. Erster Teil, Berlin 1977, 473.
- ¹³ Ebd.: 476.
- ¹⁴ Ebd.: 471.
- ¹⁵ Marx, Karl; Engels, Friedrich: Das kommunistische Manifest, Köln 2009, 22.
- ¹⁶ Ebd.: 75.
- ¹⁷ Ebd.: 47.
- ¹⁸ Vgl. im Folgenden: Scholz, Olaf: Abschied von der Verteilungsgerechtigkeit 13 Thesen, 2003 in: http://www.bernd-wroblewski.de/db/docs/doc_4423_2004628215247.pdf.
- ¹⁹ Lebenslagen in Deutschland. Der Fünfte Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, Band 1, Berlin 2017, 1.